

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensel.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 34

Sonntag, den 18. Juli 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 18. Juli: Romulus. Montag, 19. Juli: Vincenz v. Paul.
Dienstag, 20. Juli: Hieronymus. Mittwoch, 21. Juli: Praxedes. Donners-
tag, 22. Juli: Maria Magdalena. Freitag, 23. Juli: Apollinaris. Sams-
tag, 24. Juli: Christina.

Achter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lukas, 16, 1—9.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam in übeln Ruf bei ihm, als hätte er seine Güter verschwendet. Er rief ihn also und sprach zu ihm: Warum höre ich das von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein. Der Verwalter aber sprach bei sich: Was soll ich tun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Graben kann ich nicht, und zu betteln schäme ich mich. Ich weiß, was ich tue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen. Er rief nun alle Schuldner seines Herrn zusammen und sprach zu dem ersten: Wieviel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Tonnen Öl. Und er sprach: Nimm deinen Schuldschein, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem andern: Wieviel aber bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sagte zu ihm: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig. Und es lobte der Herr den ungerechten Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschlechte klüger als die Kinder des Lichtes. Auch ich sage euch: Macht euch Freunde mit dem unrechten Reichtum, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.

*

Das war wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als der Herr plötzlich über den Verwalter kam und ihm das Wort ins Gesicht schleuderte: Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung. Vielleicht hatte er schon jahrelang, schon jahrzehntelang Veruntreuungen, Unredlichkeiten sich zu Schulden kommen lassen, in Haus und Draus gelebt und sich in Sicherheit gewiegt, als ob dieses Leben immer so weiter gehen könne. Aber dem Herrn sind die Untriebe seines Verwalters nicht unbekannt geblieben. Wie ein Dieb in der Nacht erscheint er plötzlich, setzt den Verwalter ab und fordert ihn auf, sich über sein Treiben zu verantworten. Indessen kommt der Verwalter nicht in Verlegenheit. Durch neue Ungerechtigkeit, die er geschickt anzusetzen weiß, sucht er seine Zukunft zu retten und vor dem Vergessen bewahrt zu bleiben. Sein Herr, der davon erfährt, erkennt zwar, daß der Verwalter ihn aufs neue empfindlich schädigt, muß aber zugeben, daß er nicht ungeschickt vorgegangen sei. Die Kinder dieser Welt, das heißt jene, denen Geldverdienen, Vorteile erringen, ein reiches, angesehenes, angenehmes Leben führen über alles geht, und die nicht danach fragen, ob das Gewissen und die Ewigkeit dabei zu kurz kommt, sind in ihrer Art, d. h. in der Verfolgung ihrer Ziele, immer klüger als die Kinder des Lichtes, d. h. diejenigen, die in allem Gott und die Ewigkeit vor Augen haben.

Wenn nun der Heiland zum Schluß hinzufügt: Macht euch Freunde mit dem unrechten Reichtum, so ist diese an sich merkwürdig klingende Aufforderung nur aus dem Vorhergehenden verständlich. Es soll eine Einladung sein, die Klugheit und Sorgfalt, die die Kinder der Welt in ihren Dingen anwenden, auch in übernatürlichen Dingen zu gebrauchen, und eine weitere Einladung, die Güter der Erde in reichem Maße nutzbar zu machen zu Mitteln und Wegen für den Himmel.

Wer in den Geschäftspraktiken der Hochfinanz, der Trusts und Kartelle, der Millionenfabrikunternehmen etwas Bescheid weiß, weiß auch, mit welcher raffinierten Mitteln da gearbeitet wird, um zum Ziele zu kommen, um eine unbequeme Konkurrenz an die Wand zu drücken und ihr das Genick zu brechen, wie jahrelang Verluste ertragen, wie keine Opfer, keine Mühen, keine Reisen, keine Ausgaben gescheut, wie struppellose Existenzen vernichtet werden, um hernach schneefelhweise die Gewinne einzustreuen. Das ist das Bild aus der Großwelt. Die Kleinwelt ist nicht viel davon verschieden. Die Gerichtsverhandlungen sind im allgemeinen nicht erbauend. Fast nur die dunklen Seiten des menschlichen Lebens treten hier ans Licht des Tages. Menschliche Gebrechen und Leidenschaften, Bosheit und Rachsucht, Not und Elend, das ist der Hintergrund der vor das Forum des Gerichtes gezerrten menschlichen Handlungen. Aber Großwelt und Kleinwelt begegnen sich

im Eifer, in der Hingabe, in der Unermüdblichkeit und Ausdauer in der Verfolgung des Zieles, geschäftliche oder eingebildete Werte zu erringen. Das ist es nun, was wir von den Kindern der Welt lernen können und sollen: In der Verfolgung des ewigen Zieles sollen wir jedes Mittel — natürlich jedes erlaubte Mittel — benutzen, jeden Vorteil wahrnehmen, jede günstige Konjunktur ausnützen, um Vorteile zu erringen. Diese Klugheitsregel ist dasselbe, was der Heiland bei einer anderen Gelegenheit gesagt hat: Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben. Die Schlange weiß überall durchzukommen und ihren Weg zu gehen. Die Taube gilt als schlicht, einfach und arglos. So sollen wir gleich der Schlange überall ohne Sünde und Gefahr für unsere Seele durchzukommen suchen, und gleich der Taube in aller Einfachheit und Gradheit dem einen Notwendigen nachgehen.

Was für eine schwere Arbeit schaffen jetzt unsere Leute an der Fruchternte oder in den Weinbergen. Unbarmherzig sendet die Sonne ihre Strahlen auf die Fleißigen herab. Wörtlich ist das Wort der heiligen Schrift erfüllt: Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brot verdienen. Das nächste Ziel dieser harten Arbeit ist die Gewinnung von Frucht und Wein zu einem oder fremdem Lebensunterhalt. Es wäre aber doch ein großer Verlust, wenn der Erntearbeiter diese günstige Gelegenheit vorübergehen ließe und das weitere, höhere Ziel nicht beachtete, seine Arbeit für die Ewigkeit nutzbar zu machen; konkret gesprochen, wenn er ohne Gnadenstand und ohne gute Meinung sein Tagewerk verrichtete. Wie wenige denken aber daran, und wieviele tun ihre Arbeit mit innerer Unzufriedenheit, fast nur mit dem Gedanken, es ist nun einmal so, wir müssen arbeiten, weil wir sonst nichts zu essen haben. Wie unweise, unklug, unkaufmännisch ist das gehandelt, wieviel Kräfteenergie geht da verloren. Was für Riesenernte ließen sich in kurzer Zeit umsetzen, was für Prozente herauszuschlagen, wenn der Stand der Gnade gewahrt, und wenn dem Werke die Meinung vorausgeschickt würde, die Arbeit ist als Gottes Werk, als Gottes Auftrag zu leisten. Der Glaube lehrt, daß jede Handlung, im Stande der heiligmachenden Gnade verrichtet und von der guten Meinung begleitet, vor Gott verdienstlich ist. Es ist aber jedem möglich, den Gnadenstand zu wahren. Wer sich einer schweren Sünde bewußt ist, und bei der heiligen Messe, oder beim Morgen- oder Abendgebet aus tiefstem Herzensgrund — nicht bloß so oben hin — Jesus, seinem Erlöser und Wohltäter, für die Sünde Abbitte leistet, immer natürlich mit dem Vorsatz, bei gegebener Gelegenheit die Sünde in der Beichte zu bekennen, der erhält schon vor der Beichte die göttliche Verzeihung und befindet sich wieder in der Freundschaft Gottes, im Stande der heiligmachenden Gnade. Das ist eine Wahrheit, die man nicht oft genug predigen kann.

Das Bewußtsein, auf so leichte, bequeme Art bei unserm göttlichen Arbeitgeber ein wertvolles Lohnbuch anzulegen, wirkt ungemein auf die Arbeitsfreudigkeit ein. Der Arbeiter wird darauf abzielen, möglichst viel zu leisten, den Gnadenstand möglichst unangefastet zu lassen, mit möglichst hoher guter Meinung seine Handlungen zu sehen. Das nennt man die Klugheit der Schlangen und die Einfalt der Tauben besitzen und die Kinder der Welt in ihrer Klugheit nachahmen.

Das ist die übernatürliche Seite unserer täglichen Arbeit. Es leuchtet aber ein, wie vorteilhaft die Aussicht, ein so reiches Innenleben, d. h. Gnadenleben, zu führen, auf die rein menschliche Arbeitsleistung einwirkt. Sie verleiht die von den Arbeitgebern so gesuchte Anpassungsfähigkeit des Arbeiters, hilft über die täglichen unvermeidlichen Unzuträglichkeiten des Lebens hinweg, läßt mit Lust und Liebe, mit freudigem Eifer die Arbeit verrichten und schafft so hohe soziale Werte.

Reichtümer sammeln, um damit den Himmel zu erringen, scheint mit dem Evangelium nicht in Einklang zu stehen. Die Gefahren des Reichtums sind uns ja vom Heiland selber geschildert. Das Schriftwort: Leichter geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel, ist allgemein bekannt. Und doch fordert uns derselbe Jesus auf: Macht euch Freunde mit dem unrechten Reichtum. Der Reichtum, d. h. die Güter der Erde, sind unsere Freunde, wenn wir sie in geistige, übersinnliche, himmlische Werte umbilden. Belladonna, Opium, Morphin sind und bleiben gefährliche Gifte. Wer der künftige Arzt vermag sie in wohltuende Arzneien umzuwandeln, und mancher verdankt die Erhaltung seines Lebens dem richtigen Gebrauch eben dieser Gifte. Die Güter, die Reichtümer der Erde werden von den Menschen immer mehr zu Tage gefördert. Ich denke da nicht so sehr an die Schätze und Gesehe der Natur

die immer mehr erkannt, erforscht und dem Fortschritt und der Erkenntnis Gottes dienlich gemacht werden, sondern mehr an die geistigen Güter, wie die Erforschung und Untersuchung über den Gebrauch der Seelenkräfte, über die beste Art der Erziehung, u. a. Die Resultate dieser wissenschaftlichen Untersuchungen sollen alle der Religion zugute kommen und zur Verfügung des Menschen stehen, damit er sich und andere fördere auf dem Weg zur Ewigkeit. So ist es der Wille Gottes, und so erfüllen wir sein Gebot: Macht auch die Erde untertan.

Auch die Arbeiten der ungläubigen, unchristlichen Gelehrten sollen, wenn sie Wahrheitsgehalt haben, nicht unbeachtet gelassen werden, sondern im Dienste der Religion Verwendung finden. Hier gilt das oft gebrauchte Wort: Wir nehmen das Gute, von welcher Seite es auch kommt. Der christusfeindliche Mensch wird dann, wenn auch gegen seinen Willen, zum Förderer des Evangeliums und der Kirche Gottes. Omnis spiritus laudet Dominum, alles was Odem hat, lobe den Herrn! Das ist der letzte Vers aus dem Psalterium, der herrlichen Sammlung von 150 Gesängen in der alttestamentlichen Kirche. Kein lebendes Wesen kann und darf sich diesem Willen des Schöpfers entziehen. Die Aufforderung des Erlösers, die Reichthümer und Gaben der Welt, der Schöpfung zu benutzen, um sich Freunde im Diesseits und Jenseits zu erwerben, ist dem Inhalt nach dasselbe wie der Schlussvers des Psalmenbuches.

Herr, Gnade!

(Isaia, 42, 3.)

Es schwankt das Rohr; des Windes Blüten
hat es zum Staube fast gedrückt.

Es braust der Sturm daher aus neue,
Nur noch ein Stoß! — Es ist geknickt!

Es glimmt das Licht in leerer Lampe:

Wie es zu leben doch sich müht!

Ein letztes Leuchten, letztes Flackern,

Ein wenig Qualm — es ist verglüht!

O gäbe jemand eine Stütze

Dem schwanken Rohr im wilden Wind!

O gösse einer doch zum Docht

Ein wenig Del — nur schnell und lind!

*

Schwankt fern von mir ein Menschenleben,

Glimmt noch der Docht: Herr, denke sein!

Und sende ihm von deiner Gnade:

O sieh! Es steht, gibt hellen Schein!

P. S. B., O. F. M.

Aus dem Schätze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe des achten Sonntags nach Pfingsten.

Die Liebe zur Heimat ist jedem ins Herz geschrieben. Mag des Menschen Wiege in niederem Häuschen gestanden haben, mag dies Häuschen fern der lauten Welt, nur umblüht vom schlichten Heidekraute stehen, oder mag es zwischen rauchenden Schloten, dröhnenden Hämmern und surrenden Maschinen liegen, dort, wo das Laub kaum eine Stunde grün schimmert; die Blume kaum einen Tag frisch leuchtet; es bleibt der Mittelpunkt seiner Jugendträume, es bleibt seine Heimat; die Stätte, wo eine liebende Mutter den Menschen wiegte, ein treuforgender Vater für ihn den Hammer schwang. Und ist der Mensch edlen Gemütes, dann wird er nie seine Heimat verleugnen, nie das Plätzchen vergessen, das sein erstes Lachen hörte, sein erstes Weinen sah. Neben dieser leiblichen Heimat steht des Erdenvallers geistliche Heimstätte, wo er das Leben der Ueberratur erhielt, wo sich Gnadenreichtümer über ihn ergossen, die keinen irdischen Vergleich zulassen, wo sein himmlischer Vater und Bruder und Freund wohnt, wo auch seine himmlische Mutter ihn am liebsten sieht. Was diese geistliche Heimstätte, die Kirche, dem Menschen ist, das finden wir in den Wechselgesängen aus der heutigen Sonntagsmesse angedeutet.

Gleich der Introitus gibt so packend den Grund unserer geistlichen Heimatliebe an: „Wir haben empfangen, o Gott, deine Barmherzigkeit im Inneren deines Tempels. Wie dein Name also reichet auch dein Lob hin bis an die Grenzen der Erde; von Gerechtigkeit ist voll deine Rechte. — Groß ist der Herr und sehr preiswürdig in der Stadt unseres Gottes, auf seinem hl. Berge. Ehre sei dem Vater usw. Wir haben empfangen usw.“ — Diese Worte gelten ursprünglich vom Tempel in Jerusalem; sie können aber mit noch mehr Berechtigung auf unsere Kirchen angewandt werden. Wie haben wir Barmherzigkeit empfangen im Geiste des Allerhöchsten, als wir im Bade der Wiedergeburt von der Erbschuld gereinigt, dem mystischen Leibe des Herrn eingegliedert wurden, sodas Tag für Tag neues übernatürliches Leben sich in unsere Seele ergoß und sie stark und groß werden ließ vor Gott und seinen hl. Engeln! Dann kam der Tag der ersten hl. Kommunion; alles an ihm redete von Gnade und Glück, entsprungen dem Born unendlicher Barmherzigkeit. Als wir dann in der hl. Firmung den Mitterschlag Gottes erhielten, der hl. Geist in seiner Gnadenfülle auf uns herabkam, hatten wir da nicht allen Grund, auszurufen: „Die Barmherzigkeit des Herrn, die überreiche Barmherzigkeit!“

Für die meisten Menschen hatte auch die Kirche besondere Bedeutung, wenn sie am Abschluß ihrer Jugend ihres Lebens Glück an einen anderen hängen; durch das Sakrament der Ehe, das sie vor dem Tabernakel empfangen, öffnet sich ein immerfließender Quell der Gnade für den schwersten, verantwortungsvollsten Abschnitt ihres Lebens. Und wenn dann unseres irdischen Daseins Ende gekommen, dann flieht uns vor allem von den Altären unserer Kirchen Gnade und Barmherzigkeit zu. Das sind ein paar der großen Gnadentage, die uns unsere geistliche Heimat teuer machen müssen. Wenn wir wollen, ist uns die Kirche aber täglich und stündlich eine Wohnung der Barmherzigkeit, wo wir das Heil schöpfen können vom Herrn! Und wenn wir in rechter Absicht nur für einen kurzen Augenblick vor den Tabernakel getreten sind, können wir sagen: „Wir haben empfangen, o Gott, deine Barmherzigkeit im Inneren deines Tempels!“ Weil der gläubige Christ dies weiß, geht er gern zur Kirche, um dem Herrn zu danken, um ihn zu loben, und so reicht unseres Gottes Lob bis zu den Grenzen der Erde. Wo ein Kirchlein sich als Brunn der Gnaden öffnet, ist es auch eine Stätte, wo dem Geber dieser Gnaden Lob und Dank dargebracht wird. Groß ist der Herr und preiswürdig in der Stadt unseres Gottes, auf seinem hl. Berge!

Was die Kirche dem heimgesuchten, geprüften Christen ist und sein soll, sagt uns das Graduale und der Alleluavers: „Sei mir ein beschirmender Gott und ein Haus der Zuflucht, daß du mir helfest! Gott, auf dich hoffe ich, Herr, laß mich nimmermehr zuschanden werden!“ — Wo Vater und Mutter wohnen, findet der Mensch am ehesten und sichersten ein tröstendes, aufrichtendes Wort, wenn des Lebens Kampf und Not ihn bedrängt. Und sollte ihm ein widriges Geschick diesen Trost vorenthalten, dann findet seine Seele noch ein Plätzchen, wo es ihn in gläubiger Gesinnung unfehlbar findet: in der Kirche, vor dem Tabernakel. Hier konnte schon so mancher Bedrängte ausrufen: „Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen, der Herr aber hat sich meiner angenommen!“ (Ps. 25, 10.) In den Nöten des irdischen Lebens, in den Kämpfen der Seele bringt ein Kirchgang voll Glauben und Vertrauen immer Erleichterung. So meisterhaft wie Gott kann kein Mensch trösten, da Gott der wahrhafte und starke Gott ist und das in die Tat umsetzen kann, was er zur Erhebung gesprochen. Im Scheine des ewigen Lichtes entwirren sich die verwinkeltesten Angelegenheiten, glätten sich die wildesten Wogen, da fällt ein Schimmer von dem Lichte auf den Menschen, das einfließt in ewiger Heimat jeden Schmerz, jede Versuchung ausschließt. Mit Recht wiederholt der Alleluavers die Worte: „Alleluja, Alleluja! Groß ist der Herr und sehr preiswürdig in der Stadt unseres Gottes, auf seinem hl. Berge, Alleluja!“

Auf die Gesinnung, womit wir vor Gott in seinem hl. Tempel treten sollen, weist das Offertorium hin: „Dem demütigen Volke wirst du helfen, o Herr, und die Augen der Stolzen demütigen; denn wer ist Gott, außer dir, o Herr?“ — Der Stolz auf Leibes Schönheit und Jugendkraft, der Trieb nach Ungebundenheit hat einst den verlorenen Sohn vom Vaterhause fortgetrieben; das Gefühl völliger Hilflosigkeit, die Gewißheit, daß die stille, selbstverständliche Demut des Tagelöhners sich in seines Vaters Heim so wohl und geborgen weiß, trieb den Unglücklichen wieder heim in die Vaterarme. So ist's auch beim Menschen in religiöser Beziehung. Dem stolzen, selbstbewußten Weltmenschen hält's wöchentlich kaum eine halbe Stunde in der Kirche; er weiß nicht, was er da machen soll, ihm fehlt ja nichts, bis er einmal in schwerster Stunde seinem Schöpfer mit leeren Händen gegenübersteht — hilflos wie ein Bettelkind! Der Demütige, der auf steiler Straße durch die enge Pforte zum Heile eingezogen sucht, verweilt so gern im Gotteshause: tausend Anliegen, die ihn und die Seinen betreffen, hat er dort dem Heilande vorzutragen. Und wenn er gar keinen Ausweg mehr weiß, findet er in seiner geistlichen Heimstätte, bei dem, dessen Macht und Güte alles Menschliche übersteigt, wenigstens den Mut, sich aufrecht zu halten. Meist findet er aber mehr bei dem, der die Herzen der Könige und Reichen wie Wasserbäche leiten kann. Gott, der die Augen des Stolzen demütigt, hilft der Demut immer mit einer Hilfe, die zeigt, daß außer dem Herrn kein Gott ist, d. h. kein wahrhafter Helfer für Zeit und Ewigkeit.

Der Kommuniionsvers lautet: „Verkostet und sehet, denn der Herr ist süß; selig der Mann, der auf ihn hoffet!“ — Dies gilt zuerst und vor allem von der gnadenvollen Kommunionstunde. Welche Wonnen verkostet da das reine Herz, das seinen Gott wirklich bei sich aufnimmt, um besser, reiner und stärker zu werden! Es gilt aber auch von der Stunde, wo der Mensch in Glauben und Liebe seinen Heiland besucht, um zu danken, um zu bitten, um das von sich abzutun, was des Lebens Drängen nun einmal dem Menschen als Last und Staub anhängt. Ich habe in meiner Jugend den Mann noch gekannt, der in der Diözese Raderborn mit der ewigen Anbetung von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt zog, und sein Leben fast nur vor dem ausgelegten Allerheiligsten verbrachte. Sein Opferleben ruft allen so ergreifend zu: „Verkostet und sehet, denn der Herr ist süß!“

Je mehr die Kirche dem Christen geistliche Heimstätte ist, desto mehr Segen ergießt sich auf sein ganzes Leben, auch auf seine leibliche Heimat; desto herrlicher wird aber auch seine Wohnung in der ewigen Heimat sein!

P. S. B., O. F. M.

Der hl. Hieronymus Aemiliani — ein Apostel der verwahrlosten Jugend

(20. Juli.)

Mein Herz war ausgeschüttet über den Jammer meines Volkes, da die Kleinen und Unmündigen auf den Gassen der Stadt verstreuet waren.
(Klagelied 2, 11.)

Das Heilandswort: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!“ hat die Herzen aller wahren Christen mit sorgender Liebe zur Jugend erfüllt, hat ihnen die Arbeit für die Jugend verkündet, sodaß diese Arbeit heute von vielen Ordensgemeinschaften beiderlei Geschlechts in edlem Wett-eifer übernommen ist. Und nicht nur der unverdorbenen Jugend wendet sich die wachsame Liebe edler Kinderfreunde zu, gerade der gefährdeten und verwahrlosten Jugend widmen sie sich mit besonderem Eifer und Erfolge. Als Patron solcher Apostelarbeit gilt mit Recht der hl. Hieronymus Aemiliani.

Er wurde 1481 zu Venedig aus der vornehmen Familie der Aemiliani geboren. Seine Jugend läßt nicht im entferntesten die künftige Wirksamkeit ahnen. Im Gegenteil, sie bietet ein Bild, das auf ganz andere Bahnen deutet. Die Eltern boten alles auf, um den Sohn christlich zu erziehen; er sollte allerdings auch vor der Welt seinen Mann stellen — als angesehenen Ratsherr der reichen Republik. Doch Hieronymus lohnte wenig die Mühen der elterlichen Erziehung. Ein stark ausgeprägter Charakterzug nach wildem Spiel ließ die edlen Regungen, die im Herzen schliefen, nicht aufkommen. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging auf körperliche Ausbildung. Sich schlagen, daß die Funken stoben und jeder sich scheute, sein Gegner zu sein, war des jungen Vegetianers Ideal. Gegen den Willen des Vaters wurde er Soldat. Kampfeslust und kriegerischer Ehrgeiz waren von da ab die Triebfedern seines Handelns. Er mied keine Gefahr; wo der Kampf am wildesten tobte, fühlte er sich am wohlsten. Manche Heldentat brachte ihm den Namen eines tapferen Soldaten und trefflichen Führers ein. Im Lärm des Krieges verlor er aber auch den letzten religiösen Halt; seine Ungebundenheit ging schließlich so weit, daß er die Gesetze der Sittlichkeit ganz außer Acht ließ.

In einem neuentbrannten Kriege übertrug ihn seine Vaterstadt die Kommandostelle in der Festung Castelnovo. Hier hielt er in einer furchtbaren Belagerung bis zum Neuesten aus, mußte sich zuletzt aber doch ergeben und wurde, von den schwersten Wunden gezeichnet, in einen finsternen Turm geworfen. In diesem schauerlichen Verlies, ohne Licht und Luft, erhob sich dem verweltlichten Ritter aus dem Nebel, den Sinnlichkeit und Stolz über eine bessere Zeit gebreitet, das Bild der frommen Mutter, das Bild einer reinen Kindheit. Er bekam wieder Sinn für die Uebelnatur; er begann wieder zu beten.

Als er inständig eines Nachts besonders um Befreiung flehte, erschien plötzlich eine verhüllte Gestalt im Kerker, löste seine Fesseln und verschwand wieder, ohne ein Wort zu sprechen. So wurde er frei, ging nach Treviso, hingab dort am Altare der Muttergottes seine Fesseln auf und kam in seine Heimat zurück völlig umgewandelt. Er warf allen Luxus von sich, lebte eifrigst dem Gebete, der Arbeit und härtester Abtötung. In einer Hungersnot, die Venedig heimsuchte, half er, wo er nur konnte. Am schlimmsten war diese Zeit für die arme Jugend, die ihrer Eltern vielfach beraubt, in Schmutz und Unwissenheit verfiel. Zu ihr beugte sich der Heilige in unsäglichlicher Herablassung und Liebe nieder. Sein Ruf: „Um Christi willen lasset die Kleinen zu mir kommen, ich will ihnen auf Erden einen Vater geben, damit sie durch ihn den himmlischen kennen lernen!“, füllte bald die weiten Räume des väterlichen Palaßes. Hier war er den Armen Vater und Mutter, sorgte in gleicher Weise für Leib und Seele. Die Kranken schleppte er selbst auf den Schultern in die Spitäler, und als er 1518 Priester geworden war, kannte sein Wohlsein keine Grenze mehr.

Als die schwere Zeit der Hungersnot vorüber war, widmete er sich fast ausschließlich der verwahrlosten Jugend. Er, der einst so adelsstolze Ritter, ging für sie mit dem Bettelsack durch die Straßen Venedigs; mit eigenen Händen erwieb er ihnen die niedrigsten Dienste, lehrte sie lesen und schreiben, spielte mit ihnen und brachte die talentvolleren in geeignete Studienhäuser, wo er für ihren Unterhalt aufkam. Von der Welt erntete er dafür nur Hohn und Spott; man nannte ihn einen Narren. Doch unentwegt ging er seinen Weg. Von Venedig aus zog er nach Mailand, Verona, Bergamo usw. Bald sammelten sich Gleichgesinnte um ihn, die sich im weltfernen Somasco, unweit Bergamo, zu einer Genossenschaft vereinigten, die nach dem Mutterhause den Namen „Die Somascher“ erhielt. Der Geist des Stifters ging auf alle über; alle kannten wie er nur ein Ziel: „Hilfe den Ärmsten der Armen, der elternlosen, verlassenen Jugend!“ Sie nahmen sich auch später der Menschen an, die keiner gern um sich haben mag, der Unheilbaren und Irren.

Hieronymus zog sich selbst, von Arbeit und Alter entkräftet, in eine einsame Hütte bei Somasco zurück, um das Leben eines Büßers zu führen, bis eine ansteckende Krankheit in der Umgegend ihn noch einmal unter die Menschen trieb. Er eilte von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, um als Priester und Krankenpfleger für Leib und Seele zu wirken, bis er in einer armen Bauernhütte zusammenbrach. Mit den Worten: „Ihr Lieben alle, trauert nicht, ihr gewinnt ja nur durch meinen Tod; dort oben werde ich euch mehr nützen als hier!“ schied er von ihnen — am 8. Februar 1537. Seine Genossenschaft, die vom hl. Pius V. dem Orden des hl. Augustin angegliedert wurde, besteht noch,

hat aber viele Genossen gefunden, die mit dem Somascher eine herrlichen Zweig der kirchlichen Liebestätigkeit bilden.

Der Krieg wird gerade auf dem Gebiete, wo St. Hieronymus Aemiliani wirkte, große Aufgaben stellen. Gewiß wirst auch du, lieber Leser, soweit du kannst, an ihrer Lösung mitarbeiten — durch Gebet und Almosen. Wo du aber von einem Kinde das Böse abhalten kannst, wo du den Keim des Guten in seine Seele hineinlegen kannst — tu's mit Liebe und Vertrauen; du arbeitest auf einem dankbaren Felde, wo Garben für eine Ewigkeit reifen!

*

Die Seele eines Kindes ist heilig, und was vor sie gebracht wird, muß wenigstens den Wert der Reinigkeit haben. (Herber.)

P. S. B., O. F. M.

In schwerer Stunde

Skizze von Renne Serbe, Hombruch-Barop.

Das Licht im Krankenzimmer ist verhangen. Im weißen Bette liegt der sterbende Knabe. Das helle Goldhaar hängt wirr um Stirn und Kissen. Ungeklärt hebt und senkt sich die kleine Brust. Hin und wieder rückt es in den Händen, die schlafend und weis auf der Decke ruhen. Am schwach glimmernden Kaminfeuer ist die Mutter im Sessel zusammengesunken. Sie ist eingeschlafen, müde vom Wachen und vielen Weinen. Am halbgeöffneten Fenster, über das der Vorhang schwer herabhängt, lehnt eine hohe, männliche Gestalt. Das Gesicht des Mannes ist bleich, wie er hinüberschaut zu seinem sterbenden Kinde. Es ist sein einziges. Und er kann ihm nicht helfen; ist hier machtlos mit all seiner Kunst. Noch eine, vielleicht zwei Stunden, dann ist es zu Ende.

Er dreht die Hände an die hämmernenden Schläfen. So viele Kinder hat er den Müttern gesund in die Arme legen können, wo sechs, sieben Kinder zu Hause waren. Und er hat nur das eine, und es muß ihm sterben.

Vom Arbeitszimmer her tönt die Klingel des Telephons. Mit müdem Schritt geht er hinüber.

Nach ein paar Augenblicken kommt der Arzt ins Sterbezimmer zurück. Sein Gesicht ist fahl bis in die Lippen. Er geht zum Sessel und hebt den herabgesunkenen Kopf seines Weibes.

„... Rena!“

„Jäh wird sie wach. Einen raschen Blick wirft sie zum Bett hinüber und springt auf.“

„Was ist?“

„Er zieht sie in den Sessel zurück und kniet neben ihr nieder. „Rena, Dr. Ruter telephoniert soeben. Man hat eine Schwerkranken in die Klinik gebracht. Sie muß sofort operiert werden.““

„Einen Augenblick sieht sie ihn starr an, und dann weint sie laut auf: „Und während du fort bist, stirbt unser Kind.““

„Er springt auf. „Rena, weiß Gott, dies ist die schwerste Stunde meines Lebens!““

„Er eilt aus dem Bett und küßt seinen Knaben; die schlaffen Hände, die weiße Stirn. Die Mutter ist vor dem Bette niedergesunken. Der Mann wendet sich, reißt Mantel und Hut vom Haken. Schon hat er die Portiere in der Hand. Noch einmal schaut er sich um. Er sieht sein Kind lebend, das letzte Mal; er weiß es.“

„Vielleicht, ehe es stirbt, öffnet es die Augen, vielleicht ruft es noch einmal nach dem Vater. Und er ist nicht da!““

„Da geht er zurück und verbirgt sein Gesicht am Haupte des sterbenden Knaben. Aus dem Doktorzimmer tönt abermals laut und schrill die Glocke des Telephons.“

„Da rafft er sich auf und stürzt, ohne noch einmal umzuschauen, aus dem Zimmer. Lautlos fällt hinter ihm die Portiere zurück.“

*

Eine Stunde nach Mitternacht kam Dr. Vorno zurück. Sein Knabe ist tot.

In tiefem Schmerz neigte er sich über das weiße, schmale Gesicht, küßt ihm die halbgeöffneten Blauaugen, das lichte Goldhaar, die nassen, wellen Hände.

„Mein Knabe, mein Einziger, können wir denn leben ohne dich?“

„Er ersticht sein lautes Aufweinen an der Brust des Kindes.“

Nach und nach aber wird er ruhiger; sinkt vor dem Bette in die Knie: Gott hat ihm seinen Knaben genommen; er hat ihm nicht mehr helfen können. Aber er hat in dieser Nacht in der Klinik, da er sein Kind sterbend wachte, zwei Leben gerettet.

Des Kindes Schutzengel auf dem Schlachtfelde

Von J. D.

Unschuld und reiner, kindlicher Sinn haben schon oft das Herz rauher Krieger tief gerührt. Neben dem vielen Gräßlichen des jetzigen Völkerrkrieges mit seinen vielen Opfern treten an unsere tapferen, ritterlichen Streiter doch auch oft solche Erscheinungen heran, aus denen es wie Heilands-glockenklang in die Schutzengraben klingt.

Einer unserer tapferen Feldgrauen, der unter Hindenburgs Fahnen in 18 Gefechten mitgekämpft hat und zweimal verwundet worden ist, weilte vor einigen Wochen zur Erholung in der Heimat und erzählte unter seinen Erlebnissen folgende Begebenheit, die wert ist, weiteren Kreisen mitgeteilt zu werden. Nichts im ganzen Feldzuge, so erzählte der wadere Wehrmann, habe auf ihn und seine Kameraden einen tieferen Eindruck gemacht.

Es war ein kalter russischer Herbsttag. Ein hitziges Feuergefecht mit den Russen hatte gerade seinen Höhepunkt erreicht. Tod und Verderben spien die Feuerstrahlen, die großen und die kleinen. Unrettbar verloren ist, wer sich auf offenem Plane zeigt. Doch, was regt sich da mit einem Male zwischen den feindlichen Linien, bewegt sich auf die Stellung der Deutschen zu? Zwei Kinder sind es, ein ganz kleines, das kaum trippeln kann, an der Hand eines größeren; augenscheinlich Geschwister, heimatlos, elternlos. Eines trug ein Körbchen am Arme. Wie in strengen Wintertagen die Tiere des Waldes unter dem harten Druke der Not ganz heimlich, zutraulich werden, und aus den Tiefen der Wälder heraus den menschlichen Wohnstätten sich nahen und dort auch Nahrung erhalten, so schien es auch hier. Mitten durch den dichtesten Kugelregen kamen diese ermüdeten, von Hunger und Frost geplagten Kinder auf die aus höchste erlauchten deutschen Schützen zu, ohne auch nur eine Spur von Angst und Furcht zu zeigen. Sie waren sich der Gefahr wohl kaum bewußt. Die

Erkenntnis über den Krieg fehlte ihnen. Bei den Deutschen angelangt, flehten sie dann treuerzürig bittenden Auges in ihrer polnischen Muttersprache um Brot: „Chleba—Panie! Herr, gib uns Brot!“ Die Soldaten, tief gerührt, hatten mittlerweile mit dem Schießen ausgehört, um die Kinder nicht zu treffen, hielten ihnen in den Gräben herein und gaben ihnen reichlich Speise und Trank.

Ja, Kinder haben ihren Schutzengel.

*) „Chleba—Panie!“ heißt eigentlich: „Brot, o Herr!“, eine im polnischen Kindermunde rührende Bitte, wobei das erste Wort hart betont ist, während das zweite nur noch zart hörbar nachklingt.

Großmütterchen

Skizze von Anna Belter.

Es ist doch nirgends so hübsch, wie in Großmutter's Stübchen — so still, so heimlich, so traulich! Das haben wir alle wohl schon einmal erfahren — als wir noch glückliche, anspruchslose Kinder waren, denen ein Bratapfel aus Großmutter's Ofenröhre, eine wunderschöne Geschichte — oder ein wenig „Aufräumen“ in Großmutter's wunderreichen „Maritänenschiebladen“ das Allerköstlichste auf Erden erschien! Und wenn wir die Maritänenschiebladen in Großmutter's Stübchen auch jede Woche nicht weniger als siebenmal in das großartigste Durcheinander „aufgeräumt“ haben, Großmutter's bunte Wärmewädeln und Nadelbüchsen und bemalte Kästchen und verblüdete Seidenlappchen und die tausend anderen Säckelchen aus längst verschollenen Zeiten, wo Großmutter selber ein junges, fröhliches Mädchen war, verlieren nie für kindliche Augen und Ohren und Herzen ihren Reiz.

Aber auch für die Eltern ist Großmutter's Stübchen ein traulich liebes Fleckchen Welt, wo sie oft und gern Stille, Frieden, Rat, Trost und Liebe suchen und finden.

Selbst Großmutter's Stübchen ist ein wahrer Schatz und Segen im Hause — mag es mit seidenen Tapeten und goldenen Bilder-rahmen behängt und mit samtuen Polsterstühlen ausgepuzt sein — oder zwischen vier weißgetünchten Wänden nur rohe Bretterstühle beherbergen. . . . Wenn darin nur ein liebes, treugoldnes Großmutter waltet.

Der Großvater schläft nun schon seit Jahren unter dem blühenden Hollunderstrauch dort drüben auf dem Friedhofe. Die Anna hat einen braven Mann geheiratet — da übergab die Mutter den Kindern die kleine häuerliche Wirtschaft und zog sich in ihr Altenstübchen zurück — zu ihrer alten, lieben Bilderbibel mit dem großen, bunten Druck und den schönen, alten Bildern. Darin hat schon ihre Mhne oft gelesen und sie selber als kleines Mädchen mit großer Freude die Bilder besehen. Vorn auf den vergilbten Blättern steht nach vielen schwarzen Totenkreuzlein auch der Tag ihrer eigenen Geburt, ihrer ersten Kommunion, ihrer Firmung und ihrer Hochzeit verzeichnet, und darunter stets ein frommes Sprüchlein — und dann der Tag, an dem sie selber mit seligen Schmerzen einem lieben Kinde das Leben gab — und auch der bange Tag, an dem sie ihrem lieben Alten die treuen Augen für immer zudrückte! — Da sieht die Großmutter oft in der Abenddämmerung an ihrem offenen Fenster, wenn der Hollunderdunst vom Friedhofe lacht hineinweht, und schaut sinnend auf die vollgeschriebenen Blätter — mag es auch längst zu dunkel sein, um noch ein Wort lesen zu können. . . . sie kennt ja die vielen Zahlen mit den vergilbten Totenkreuzlein längst alle auswendig. . . . und dann schaut sie still über den Garten hinüber zu dem großen schwarzen Kreuze unter dem Hollunderbusch, und nickt und lächelt ihm so gar eigen zu. . . . ja, dort wird auch sie nun bald sanft und friedlich schlummern.

Dabei legt die Großmutter aber nicht die Hände in den Sch.ß. Wo es in der Wirtschaft etwas zu schaffen gibt, wozu die Kräfte einer milden alten Frau noch ausreichen, da läßt es die Großmutter nie an sich fehlen. Das Federvieh und die Kälbchen gedeihen noch immer am besten unter ihrer gesegneten und erfahrenen Hand und der kleine Paul ist mit Recht Großmutter's Dergens- und Schmerzenskind zu nennen. Die Anna hatte stets soviel in der Wirtschaft zu sorgen und zu schaffen, als daß sie hätte ihrem kleinen Kinde die nötige Zeit und Sorgfalt widmen können. Da siedelte die kleine Wiege bald in Großmutter's Stübchen über und dort saß die alte Frau Stunde auf Stunde und bewachte mit treuen Liebesaugen den Schlummer des ersten Enkelkinds. . . . und nachts ist kein Schlaf so leise, wie der einer Großmutter, wenn die unruhigen, kleinen Beinchen sich bloß stangeln. Gleich ist Großmutter wach und deckt den kleinen Burschen wieder zu, mit ihrer nie milder Liebe. Darum sind der Paul und die Großmutter auch so unzertrennliche Freunde geworden. Nicht wenig trägt zu dieser Unzertrennlichkeit auch die große, alte Bilderbibel bei, in der Paul nie müde wird zu blättern, während die Großmutter ihm alle die wunderbaren, köstlichen Geschichten von Adam und Eva im Paradiese und Joseph in Ägypten, dem frommen David und dem bösen Holiath, Daniel in der Löwen-grube und Jonas im Walfischbauch, und vor allen von dem wunderfüßen Jesuskindelein erzählt. Und wie leicht lernen sich die großen, roten und blauen und schwarzen Buchstaben in dieser Bilderbibel, wenn die Großmutter mit der Strichnadel darauf zeigt und für jeden Buchstaben stets einen lustigen Vergleich bei der Hand hat; ja, das O sieht wahrhaftig aus wie ein Hühnerrei und das A wie ein Sägebock. Am Sonntagnachmittag kommen auch die Anna und ihr Mann regelmäßig in Großmutter's Stübchen. Da ruht im Hause alle Arbeit. Die Großmutter sitzt dann auf ihrem Lieblingsplatz am offenen Fenster, und bald schleicht Paul mit Aufbietung aller seiner kleinen Kräfte die große Bilderbibel herbei und legt sie auf Großmutter's Schoß, und weiß auch die

runde Hornbrille in der Truhe zu finden. Die Großmutter schlägt die Bibel auf, wo der rote Wollenfaden als Zeichen liegt, und sagt herzlich: „Paulchen, wo blieben wir vor acht Tagen stehen?“ Ohne Besinnen sagt Paul: „Bei der frommen Ruth, die nach dem Tode ihres Mannes ihre Schwiegermutter Naomi nicht in ihrer Armut verlassen wollte, und ihr nach Bethlehchem folgte, und für sie auf dem Acker des reichen Mannes Aehren aufsaß!“

Die Großmutter nickte liebevoll lächelnd und wusch ihre Brille noch einmal mit dem sonntäglich weißen Taschentuche, und die Anna läßt ihre Striderei und die fleißigen Hände im Schoße ruhen, und der Martin drückt den glimmenden Tabak in der kurzen Pfeife noch geschwind mit dem Finger etwas fest, daß sein liebster Sonntagsgenuß ihm ja nicht zu schnell all' werde. Der Paul steht zwischen Vater und Mutter und lauscht mit großen, fragenden Augen der wunderfüßen Jysle weiter, wie die wunder-schöne, fromme Ruth Tag für Tag mühselig auf fremdem Acker Aehren lieft, um der armen Schwiegermutter Leben zu fristen. . . . bis der reiche Boas ihre Treue und Sittsamkeit bemerkt und zu seinen Knaben sagt: „Laßt sie auch lesen zwischen den Garben!“ — und zuletzt gar die arme, tugendreiche Ruth zu seinem Weibe macht.

„Paul, was hast du gelernt aus der Geschichte von der frommen Ruth?“ sagte die Großmutter am Schluß.

„Du sollst Vater und Mutter ehren, daß es dir wohl gehe und du lange lebst auf Erden!“ ist die Antwort des Knaben, der bei der Großmutter täglich sein Sprüchlein lernt.

„Und du Anna?“

Die Anna sieht mit ihren stillen Augen fragend zu ihrem Martin auf — der nimmt bedächtig seine liebe Pfeife aus dem Munde und sagt treuerzürig: „Mutter, die Anna und ich haben daraus gelernt, daß wir nie wieder die armen, ährenlesenden Bettelkinder aus der Stadt von unserem Weizenfelde jagen wollen, wenn auch die große Harke noch nicht zwischen den Garben nachgeharft hat.“

Sonnig lächelte und nickte die Großmutter jedem ihrer Kinder zu.

Ja, am Sonntagnachmittag ist es doch am hübschesten und traulichsten in Großmutter's Stübchen, während die alte Frau mit ihrer milden Stimme aus der großen Bilderbibel vorliest und zu jedem Abschnitt aus ihrer großen Lebens- und Herzens-erfahrung noch einige treue Worte sagt. . . . freundlich spielt der sommerliche Sonnenschein durch das offene Fenster und die grünen, zitternden Weinranken ins Stübchen — aus dem Garten dufteten die roten Rosen und der Buchsbaum hinein und vom nahen Kirchhofe grüßt ein süßer Hollunderhauch.

Landsturmlied

Wir aßen unser Brot in Frieden
Und gingen unsrer Arbeit nach,
Genossen froh, was uns beschieden,
Den Werktag wie den Feiertag.

Wir schwaugen den Hammer, wir führten die Feder,
Wir pflügten den Acker, wir trieben die Räder,
Nun haben die Feinde uns listig umstellt,
Nun müssen wir ziehen ins blutige Feld.

Es braust und wogt von allen Seiten,
Der Donner rollt, der Weltbrand loht,
Hört ihr es dröhnend vorwärts schreiten?
Das ist das Landsturm-Aufgebot;

Unzähl'ge Kolonnen zu Fuß und zu Pferde,
Als stampfe Alldeutschland Armeen aus der Erde,
Einnütig erschallt es: Wir ziehen das Schwert,
Wir kämpfen und sterben für Heimat und Herd!

Es geht durchs Land wie Sturmestosen
Fest tritt der Landsturm in die Bata.

Ihr Briten, Russen und Franzosen,
Mit eurer Macht ist nichts getan!

Ihr suchet ein Bündnis mit höllischen Mächten,
Ihr wolket auf immer uns knebeln und knechten,
Wir aber marschieren, ein Herz und ein Sinn,
Nach Ost und nach West braust der Landsturm dahin!

Alldeutschland läßt sich nicht bezwingen,
Und wenn die Welt voll Teufel wär',

So werden wir zu Boden ringen

Den gall'schen Hahn, den russ'schen Bär.

Wir werden der englischen Dogge vergällen

Die Lust, jemals wieder zu beißen und bellen.

Der Landsturm erhebt sich und bannt die Gefahr,

Und mit seinen Fahnen zieht siegreich der Kar!

Der Frühling naht, die Lust weht kinder,

Doch Frieden bringt der Fenz noch nicht.

So lebt denn wohl, ihr Frau'n und Kinder,

Der Landsturmmann kennt seine Pflicht.

Bald wird uns ein herrliches Morgenrot tagen,

Nam drauf auf die Feinde, und sind sie geschlagen,

Dann kehren wir wieder vom feldgrauen Tuch

zurück zu der Feder, zum Amboss und Pflug!

Albert Jäger.